

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 85 (1959)

Heft: 14

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



127

Der Rorschacher Trichter

WERNER WOLLENBERGER

Brief der Woche:

Sehr geehrte Frau M.!

Ihre Bekanntschaft verdanke ich ausschließlich einer Besonderheit des mitteleuropäischen Klimas, welches leider nicht aus vorwiegend südlicher Heiterkeit, sondern vor allem aus strichweisen Niederschlägen, Morgennebeln, Glatteisgefahr und Schneefällen und diversen Temperaturen unter 0 Grad besteht.

Diese Eigentümlichkeit ist es, die Bewohner unserer Gegend dazu zwingt, in sogenannten Häusern, respektive Wohnungen zu wohnen, beziehungsweise zu hausen. In gemäßigteren Breiten ist dieser Zwang nicht so groß. Da kann man in Höhlen, Palmenhainen, Kornfeldern und ähnlichen Naturereignissen nächtigen, ohne sich sofort eine ausgiebige Lungenentzündung oder andere ungesunde Dinge zu holen. Zugegeben: außer dem Klima wecken auch noch diverse Sachen anderer Art das Bedürfnis nach dem sogenannten Dach überm Kopf. Etwa die Sehnsucht nach der Badewanne, dem Kleiderschrank, dem Esstisch, dem einfachen oder doppelten Bett und dem Fauteuil. Von intimieren Gegenständen ganz zu schweigen.

Dem landesüblichen Klima und dem Verlangen nach dem genannten Hausrat verdanke ich also Ihre Bekanntschaft.

Natürlich trafen bei diesem Anlaß denkbar verschiedene Wesen aufeinander: ein höheres vor allem (Sie!) und ein niedriges (ich). Ein bevorzugtes sodann (Sie!) und ein vom Schicksal betrüblich ausgespartes (ich). Ein göttinnengleiches schließlich (Sie!) und ein wormhaft irdisches (ich) ...

Kurzum: Sie hatten die Wohnung, die ich suchte.

Die dreimal vier Quadrat-Meter mauergeschützte Erde, die der Mensch braucht, bevor ihn die Erde wieder aufbraucht.

Der Freund eines Freundes, der eine Cousine hat, welche mit einem Musiker geht, der einen Schulfreund Ihres verstorbenen Mannes über die Gattin einer Schwester seines Tierarztes kennt, hat mir die Adresse gegeben. Auf diesem, heute nicht mehr ungewöhnlichen Wege, habe ich demnach erfahren, daß Sie im Besitz der erwähnten Quadratmeter sind, sowie eventuell willens, dieselben gegen Vorauszahlung, monatlichen Mietzins und Zuschlägen für Heizung und Treppenreinigung leihweise abzugeben.

Ich rief Sie zu einer Zeit an, die ich zuvor mit einem renommierten Psychiater, einem Briefkastenonkel und einem Soziologen sorgsam bestimmt hatte: nicht zu früh, um Sie nicht zu stören, aber auch nicht zu spät, um nicht den Eindruck eines arbeitsscheuen, langschlafenden und damit von vornherein verdächtigen Individuums zu erwecken.

Die Tatsache, daß ich den Tag selbst unter Zuziehung eines Astrologen ermittelt hatte, übergehe ich schweigend und bedecke ihn mit dem Mantel des Selbstmitleidens. So schloß ich also zunächst einmal Bekanntschaft mit Ihrer Stimme.



Sie war nicht ermutigend. Die Bekanntschaft nicht und nicht die Stimme, denn die war eine Mischung zwischen Birchermüesliraffel und Monolog eines griechischen Gottes

in einer antiken Tragödie. Sie ging auf Stelzen, die Stimme. Und sie kam von oben herab, obwohl ihr auch etwas Krötiges eignete. Und sie fragte mich in rascher Folge:

Sind Sie verheiratet?

Wie alt ist Ihre Frau?

Wie alt sind Sie selber?

Machen Sie Musik?

Welche Religion?

Haben Sie Kinder?

Wollen Sie Kinder?

Hund?

Katze?

Vögel?

Monatliches Einkommen?

Festangestellt?

Nun, undsoweiher undsofort ...

Obwohl mir dabei ganz langsam die Galle über die Leber kroch und anschließend eine kleine Rundreise bis in den Hals unternahm, zwang ich mich zu Ruhe und Freundlichkeit, denn durch die beschlagenen Scheiben der Telephonkabine sah ich die nassen Schnüre jenes Regens, der einem hierzulande das Leben in der freien Natur verunmöglicht. Ganz sachlich gab ich Auskunft.

Und so freundlich wie ein Wärter, der einen Irren überreden will, doch wieder von sich aus in die Gummizelle zurückzukehren. Honig war im Klange meiner Stimme, Melos und Melasse, Sirup und Sacharin. Nur den Hund unterschlug ich. Und so gewährten Sie mir schließlich die überwältigende Gnade einer Besichtigung. Einer unverbindlichen, wie Sie betonten. Weil nämlich außer mir noch 167 Bewerber vorhanden seien und Sie sich noch keinesfalls festlegen könnten.

Ich kam zu Ihnen. Respektive vor Ihr Haus.

Es sah aus wie tausend andere: unverbindlich, charakterlos, gleichgültig.

Halt ein Haus.

Und so war auch die Wohnung: drei Zimmer, nicht zu klein und nicht zu groß, unschön im Tapetenmuster (violette Dreiecke auf ockerfarbenem Grund), wurmförmiges Badezimmer mit braungefleckter Wanne, lichthungrige Küche.

Nun ja, für vierhundertzwanzig im Monat kann man ja auch nicht Schloß Versailles haben wollen. Obwohl natürlich vierhundertzwanzig Franken eine Menge Geld sind, wenn man sie mit dem Schreibefinger verdienen muß.

Uebrigens: Sie sahen freundlicher aus als Sie klangen. Sie waren nicht alt und nicht jung, nicht hübsch und nicht häßlich, nicht auffallend und nicht verschwindend.

Sie waren auch nicht unfreundlich. Und schon gar nicht böse.

Aber Sie waren, das muß ich Ihnen leider sagen, etwas, das böser ist: Sie waren dumm.

Warum?

Nun, im Laufe der Verhandlungen kehrten Sie immer wieder zu einer Frage zurück: haben Sie Kinder oder die Absicht welche zu bekommen?

Als ich Ihnen versicherte (höflich und natürlich auch in den Grenzen des hierbei Ziellichen), daß auch bei mir der Kopf eine Fortsetzung nach unten habe und ich deshalb gegen gewisse Vorkommnisse männlicher Natur nicht gefeit sei, zeigten Sie Besorgnis, sowie Anflüge von Aerger über einen Menschen, der Ihnen die Zeit stahl.

Doch das hätte ich noch begriffen. Sie haben schließlich das Recht, Ihre kostbaren Wände so zu bevölkern, wie es Ihnen beliebt. Wenn Sie fürchten, daß kleine Kinder eventuell zwei Dreieckchen aus der Tapete kratzen könnten und wenn Sie deshalb keine Kinder haben wollen, so ist das Ihre Sache, bitte sehr.

Doch leider erwähnten Sie in diesem Zusammenhang etwas, wofür meine Luftröhre zu eng war. Sie erzählten mir nämlich, warum die Wohnung überhaupt frei sei. Darum:

Vor sechs Monaten hatten Sie an ein junges Ehepaar vermietet. Dieses unterzeichnete, bevor es einzog, einen Mietvertrag für zwei Personen. Und das war, wie Sie scharf betonten, keine Urkundenfälschung. Das Paar verschwieg nämlich, daß die junge Frau im dritten Monat sei, was Ihr an und für sich scharfes Auge übersah, da die Frau bestens vollschlank schien.

Zwei Monate später war es dann nicht mehr zu übersehen. Und als Ihr entsetzter Blick das Verbrechen erfaßte, gingen Sie stracks zu den jungen Leuten und drohten ihnen mit einer Anzeige wegen Täuschung und Irreführung, eventuell Betrug. Weil sie doch unterschrieben hatten, obwohl sie grundsätzlich schon zu dritt gewesen waren.

48
Männer,
welche Verse dichten,
und das ist
mitunter schwer,
können nicht
auf ihn verzichten;
denn er inspiriert
sie sehr.



Tilsiter

Drum ghört Tilsiter uf e Tisch!
Me weiss mit ihm, wora me-n-isch.

Worauf die jungen Leute erschreckt auszogen ...

Das, geehrte Frau M., erzählten Sie mir. Gerechte Entrüstung und arger Jammer über die Arglist der Menschheit war in Ihrer Stimme, als sie es mir mitteilten.

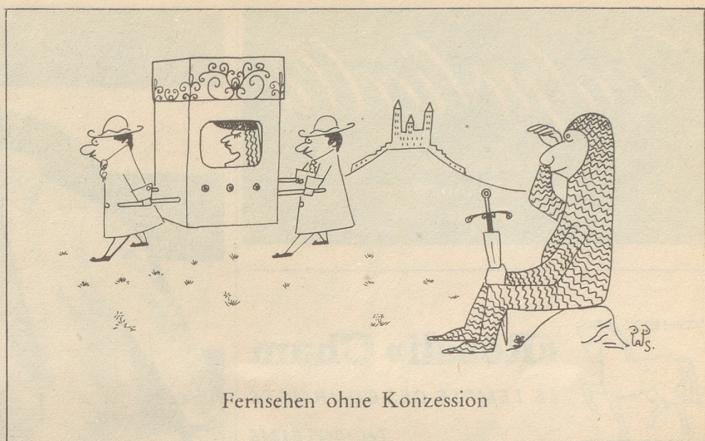
Worauf ich die Unterhaltung abbrach.

Nachträglich bin ich jedoch davon überzeugt, daß ich Ihnen ein paar Dinge hätte sagen müssen. Da ich sie gerne nachholen möchte, schreibe ich Ihnen diesen Brief.

Also: Geehrte Frau M.! Darf ich Sie zunächst ganz höflich und bescheiden um etwas bitten? Ja? Gut, dann halten Sie bitte fortan Ihren Mund, wenn es darum geht, Amerikaner aus den Südstaaten wegen Rassenressentiments anzuprangern. Sie haben kein Recht dazu, auch nur ein einziges Wort zu äußern. Kleben Sie bitte auch Ihren Mund mit Isolierband zu, wenn man über Nazi-Verbrechen spricht. Sie haben

kein Recht mehr dazu, auch nur eine Silbe hervorzustoßen. Und verurteilen Sie nie mehr einen Dieb, einen Gauner, einen Mörder. Sie sind nicht besser, denn sie stehlen jungen Paaren das legitimste Glück dieser Welt, sie betrügen einen Vater und eine Mutter um das Lächeln eines eigenen Kindes und Sie bringen Säuglinge um, bevor sie geboren werden, was juristisch leider noch nicht erfaßbar ist. Wissen Sie, was ich Ihnen von ganzem Herzen wünsche? Knapp, schlüssig und einfach, daß Ihnen eines schönen Tages sämtliche Miets-einnahmen Ihres Lebens in Fünffrankenstein auf den Kopf fallen und daß Sie dann anschließend vor das jüngste Gericht treten müssen. Und wenn ich jüngstes Gericht sage, dann meine ich das auch so. Ein Gericht der Jüngsten und Allerjüngsten soll es sein.

Mit zuversichtlichen Grüßen
Ihr
werner wollenberger



Aus meinem Album:

Mädchen im April

Der Ort: ein Stückchen graue Vorstadt-Straße. Eine säuberliche Häuserzeile, gutbürglerisch geordnet und verwahrt. Ueber blinden Mansarden ein Streifen hartes Himmelblau. Und im luftigen Meer das grelle Segel eines Waschpulver-Reklame-Wölkchens.

Die Zeit: früher Nachmittag im forsythien-gelben April.

Und was geschieht: ein Mädchen geht vorbei.

Zugegeben: nicht eben viel.

Doch es ist, das wäre festzuhalten, ein besonderes Mädchen.

Nämlich: mein Frühlings-Mädchen!

Ich muß Ihnen das erklären:

Andere erkennen den Frühling an anderen Dingen. An ersten Schwalben etwa. An frühen Bienen. An den Goldkugeln des Huflattichs über feinen Lanzen erster Gräser. Am Feuerwerk der japanischen Quitten im Park. Am Kalender ...

Ich erkenne ihn am Frühlings-Mädchen.

Das geht so:

Der Winter ist ein Weiberfeind. Nicht einmal die jungen Mädchen mag er. Er preßt sie in unförmige Mäntel und plumpen Kleider. Er streicht ihre Näschen blau an und ihre Beinchen rot. Wie Poulets, die eben aus dem Eiskasten kommen, seheen Mädchen im Winter meist aus.

Und unscheinbar sind sie. Ganze Hauptstraßen kann man durchwandern und keines fällt einem auf. Und dann strahlt plötzlich so ein Tag wie heute und dann ist auf einmal das Frühlings-Mädchen da. Wie ein leichtsinnig verfrühter Zitronenfalter sieht es aus, wie ein spazierengehendes Krokusblümchen.

Und wenn es so vorübergeht, wippend, leicht und sehr erfreut, dann weiß ich, daß es Frühling ist.

Die Kleine, die jetzt vor mir schlendert, trägt Krokus-Violett. Sie ist – nehme ich an – zwanzig. Ob sie eine Schönheit ist, kann ich nicht sagen. Aber so frühlings-hübsch ist sie, das weiß ich.

Man müßte ihr einen Namen geben.

Zum Beispiel: Therèse ...

Warum?

Warum nicht?

Und dann müßte man sie zur Hauptfigur eines blütenblätter-leichten Frühlings-Stückes machen.

Etwas so:

Therèse geht über eine graue Vorstadt-Straße. Ihr Röckchen wippt wie der Flügel eines Falters. Sie kommt an einem Garten vorbei, über dessen abweisenden Zaun Forsythien rieseln. Therèse bleibt stehen. Sie strahlt den Strauch an. Lange Zeit.

Und dann kommt Johnny. Ein junger Mann, sportlich braun und sehr beschwingt. Er geht auf den Strauch zu und bricht einen kleinen Zweig ab. Den gibt er ihr wortlos. Sie vergißt sogar zu danken. Er geht rasch weiter, jetzt erst die Sonderbarkeit seiner Handlung erkennend.

Sie schlendert davon. Nach ein paar Schritten schiebt sie zurück. Und sieht, daß auch er sich umgedreht hat. Da winkt sie mit dem gelben Zweig ... Ja, so könnte es beginnen. Und weitergehen müßte es in einer Nacht, die noch zu kühl ist, aber schon eine Ahnung von sommerlicher Milde hat. Und vorher müßte eine Zwischenszene im Tram kommen, wo sich die beiden zum zweitenmale begegnen.

Und nach der mild-kühlten Nacht ein Week-End irgendwo im Süden.

Und ...

Haben Sie <Kitsch> gesagt?

Natürlich ist es Kitsch!

Kitsch, Gartenlaube, Himbeerwasser. Sentimental wie ein Amateur-Gedicht. Wie eine Platte von Nat King Cole. Wie ein Buch von der Courths-Mahler.

Aber was wollen Sie: ein bißchen Kitsch gehört zum Frühling! Ein bißchen falsche Sentimentalität auch. Und Goldregen über der Gartenlaube desgleichen.

Zugegeben: das Mädchen heißt gar nicht Therèse. Und ihr Johnny stiehlt keine Blumen. Und es bleibt auch nicht vor dem Strauch stehen. Sondern geht rasch ins Geschäft.

Und ich bin ein Trottel.

Aber es macht mir nichts aus. Ich weiß, daß es Frühling wird und daß jetzt plötzlich viele Mädchen kommen werden, bunt, faltergleich und krokushaft. Und daß viele Frühlings-Geschichten passieren werden. Manche besser als die meine, und manche schlechter.

Merci, Therèse!